

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der  
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur G. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 4. Juli 1901.

(Nachdruck verboten.)

## Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Bohde.

(Schluß.)

Antonie ging mit leisen Schritten zum Fenster und griff wieder zu ihrer Arbeit. Ein Blick auf die Kranke zeigte ihr, daß sie unbesorgt sein könne. Der Athem ging wieder ruhiger und eine feine Röthe schimmerte auf den vorhin so bleichen Wangen.

Eine Stunde fast verging so; Hildegard schlug ab und zu die Augen auf, aber sie regte sich nicht. In ihrem Innern wogte der Kampf zwischen Liebe und Haß, zwischen dem Verlangen, den einst so heiß Geliebten noch einmal wiederzusehen, und der Furcht, ihn an der Seite einer anderen zu sehen, einer andern zwar als der, die sie gefürchtet hatte. Und sie, sie, die schöne Stiefmutter, die um ihn gelitten hatte, ebenso schwer vielleicht, wie die verlassene Braut, sie wollte ihn wiedersehen, wie der Arzt gesagt hatte, wollte der Nebenbuhlerin, die jetzt jene Stelle an seinem Herzen einnahm, die einst die ihre gewesen, ohne Groll begegnen, verfühlich, verzeihend, sie würde sich groß zeigen, würde auch jetzt noch den Sieg davon tragen über die arme, in ihrer Bitterkeit, in ihrem Groll noch immer besangene Hildegard.

Sie richtete sich auf, ihr Auge fiel auf die am Fenster über ihre Arbeit gebeugt sitzende Antonie. Wie mild, freundlich und angenehm erschienen diese Züge, trotz der Unregelmäßigkeit ihrer Form, trotz der Jahre, die nicht sanft über sie hinweggegangen waren. Es giebt also doch etwas, was dem Menschenantlitz einen bleibenden Reiz verleiht, was es anziehend macht, ob alt, ob jung, ob schön, ob häßlich, und dieser Reiz, den Antoniens Züge trugen, er war der Abglanz eines liebevollen Gemüthes, eines klaren gereiften Geistes. Diesen Reiz konnte sich jeder aneignen, sie aber hätte ihn nie besessen, trotz ihrer Jugend, trotzdem man sie schön nannte, weil sie in egoistischer Beschränktheit nur immer empfangen, nie hatte geben wollen, weil sie versäumt hatte, selbst an sich zu arbeiten in den Jahren, in denen die Jungfrau zur Selbsteinkkehr reif ist. Die frühzeitige Verlobung hatte sie übermüthig gemacht, ihren Dünkel genährt. Zum ersten mal stieg in ihr die Erkenntniß auf, daß sie auch nicht ganz ohne Schuld an dem Verlust von Walters Liebe sei; damit löste sich aber auch der verdunkelnde Schleier von dem Bilde der gefeierten, beneideten Stiefmutter, die trotz des verlockenden Scheines eines ersehnten Glückes an der Seite Walters doch die Kraft gefunden hatte zu entsagen, der Pflicht und Dankbarkeit die Wünsche des Herzens zu opfern. Hätte sie, Hildegard, in ähnlicher Lage wohl eine gleiche Kraft zu erweisen vermocht, eine gleiche unermüdlige Geduld, wie Helene sie jetzt alle Tage an der Seite des gelähmten Gatten üben mußte? — Und die innere

Stimme der Wahrheit beantwortete diese Frage mit einem „Nein“. Hatte sie doch nie zu entsagen, Geduld zu üben vermocht, selbst jetzt noch nicht, da sie so nahe ihrem Grabe war. — Sie schauderte. Noch nie hatte sie das Nahen des Todes so deutlich gefühlt als in diesem Augenblick; es war ihr, als stünde der Bote aus dem Jenseits schon zu Häupten ihres Lagers, als brauche er nur die Hand nach ihr auszustrecken, um das Herz erstarren zu machen, das Herz, das noch so viel Haß, Bohn und Unversöhnlichkeit barg. Sie, die Sterbende, konnte noch vor der Versöhnung zurückscheuen, nach der die Lebenden, die Glücklichen Verlangen trugen. — Ein Seufzer hob ihre Brust, leise aufstöhnend sank sie wieder zurück. Antonie fuhr erschreckt von ihrem Sitze empor.

„Was ist Ihnen, liebe Hildegard, fühlen Sie sich wieder unwohler?“

Sie eilte zu ihr, faßte die bebenden Hände, die sich angstvoll an sie klammerten.

„Antonie,“ klagte Hildegard, „Sie sind gütig gegen eine Unwürdige. Ich war böse, mein ganzes Leben lang, und jetzt noch kämpfen in mir die Erkenntniß des Besseren mit dem übeln Willen der Natur einen harten Kampf. Ich fürchte, der Tod wird kommen, ehe dieser Kampf beendet ist —“

„Welche tröstlose Gedanken?“ mahnte Antonie sanft. „Sie sind jetzt aufgeregter, liebe Hildegard, wenn Sie wieder ruhiger sind, werden Sie erkennen, wie leicht es ist, der Stimme Gottes im Innern zu folgen, die zur Güte und Milde mahnt.“

„Zu spät! Zu spät!“ jammerte Hildegard.

„Es ist niemals zu spät, begangenes Unrecht gut zu machen, so lange wir noch athmen.“

Hildegard preßte Antoniens Hände heftig an ihre Brust.

„Ich habe den Willen, gut zu machen, Antonie, lehren Sie mich, wie ich es vermag.“

„Suchen Sie es zu erfassen, was so einfach klingt und doch so schwer zu erringen ist, daß nur in der Liebe, der gleichmäßigen selbstlosen Liebe, die nie das ihre sucht, das wahre Heil für den Menschen beruht.“

„Selbstlose Liebe,“ wiederholte Hildegard leise. — „Wer hat sie, wer übt sie?“

„Sie fragen noch und das schönste Beispiel ist Ihnen so nah.“

Hildegard verhüllte das Gesicht.

„Meine Mutter,“ flüsterte sie. — „Ja, führen Sie sie zu mir. Ich werde sie bitten, daß sie mir verzeihe, wie ich ihr verziehen habe.“

„Nicht jetzt,“ bat Antonie, auf die Stirn der Kranken einen innigen Kuß drückend. — „Sie sind augenblicklich zu angegriffen,

und dann, wollen Sie Ihrem Vater nicht die Freude bereiten, bei dieser von ihm so heiß gewünschten Versöhnung gegenwärtig sein zu dürfen?"

Sie neigte zustimmend das Haupt und faltete wie im stillen Gebet die Hände.

„Er soll sehen, der gute Vater,“ sagte sie nach einer Pause, „daß seine Hildegard Frieden macht mit der Welt, damit er sie segnen kann, bevor sie aus dem Leben scheidet.“

Antonie wandte sich ab, ihre Rührung zu verbergen. Hildegard lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Als der Präsident am Nachmittage, wie er es seit Wochen schon gewöhnt war, seinen Stuhl für eine Stunde in Hildegards Zimmer rollen ließ, fand er zu seiner Ueberraschung seine Frau an dem Lager Hildegards sitzend. Antonie flüsterte ihm rasch einige erklärende Worte zu, die ihn aufs freudigste erregten.

„Endlich, endlich!“ rief er, „mein Weib, mein Kind, kein Mißklang mehr wird den Frieden unseres Hauses stören.“

Hildegard war sehr bewegt.

„Mein Vater!“ rief sie, „kannst Du mir verzeihen, daß dieser Friede durch meine Schuld der Schwelle dieses Hauses so lange fern blieb, bis der Tod derselben nahte!“

„Sprich nicht so, Hildegard,“ sagte Helene weich, indem sie die Hände der Weinenden in den ihren hielt. — „Dieser Augenblick gleicht alles aus. Gott wird Dir vergönnen, noch den Segen dieser für mich und Deinen Vater so beglückenden Stunde zu genießen.“

„So lange, bis ich auch mit ihm, mit Walter mich ver- söhnt habe.“

Ein Lächeln verklärte ihre Züge, noch nie hatte ihr Antlitz so viel Liebreiz gehabt.

„So willigst Du ein, Walter zu sehen?“

„Ich möchte auch die letzten Schatten, die mein Leben auf das Glück anderer geworfen hat, hinwegnehmen, bevor dasselbe endet.“

Ehe indessen das junge Paar in M. anlangte, fand sich ein anderer, unerwarteter Besuch im Hause des Präsidenten ein. Eines Tages fuhr eine Equipage mit Jäger und Diener vor und aus derselben stieg in neuester Pariser Toilette die Baronin von Sickingen. Sie sah noch ein wenig müder aus als im vorjährigen Frühling und die Kunst des Kammermädchens machte sich auf dem feingeschnittenen Gesicht schon mehr bemerklich. Sie begrüßte Helene mit der gewohnten, etwas herablassenden Zuorkommenheit und einer so völlig unbefangenen Miene, als läge nichts zwischen dem Heut' und jenem Frühlingsabende, an dem die Freundinnen nach langen Jahren der Trennung in Hydias Hause sich alle wieder vereint gefunden hatten. Wortreich bedauerte sie das schwere Geschick, das den Präsidenten betroffen habe und ließ sich von Helene an dessen Krankenstuhl führen. Dann fragte sie auch, ob sie Hildegard sehen könne. Auch das wurde ihr nach einer Anfrage bewilligt. Im Vorzimmer begrüßte sie Antonie, die ihr entgegen kam mit ungemeiner Freundlichkeit, spendete ihrem aufopferungsvollen Wirken in dem Hause der Freundin viele Worte des Lobes und ließ sich dann zu der Kranken führen, der sie mit leichtem Geplauder über Italien und besonders Rom eine halbe Stunde die Zeit vertrieb.

„Ich dachte auch noch jenes schöne Land kennen zu lernen,“ bemerkte Hildegard, „aber wie Gott will, es ruht sich in der Heimaterde doch vielleicht noch besser.“

„Wie Sie nur so sprechen können, liebe Hildegard,“ rief die Baronin. „Ich bin überzeugt, wir begegnen uns nach wenigen Monaten auf hesperischem Boden. Auf Wiedersehen in Rom!“

Damit verabschiedete sie sich mit freundlichem Lächeln von der Leidenden, ihr noch beim Hinausgehen Fußhände zuwerfend. Draußen aber sagte sie zu Antonie:

„Großer Gott, wie sieht die Aermste aus. Der Tod steht ihr ja schon auf dem Antlitz geschrieben. Und der gute Präsident,

nein, ich beneide Euch nicht, Dich und Helene, um das Leben in diesem Hause. Für Helene freilich ist es Pflicht, hier auszuhalten; aber Du bist doch frei.“

„Ich bin gern da, wo ich mich hülfreich erweisen kann,“ entgegnete Antonie ruhig.

„Ja, ja, die Natur hat schon etwas von einer barmherzigen Schwester in Dich gelegt. Nun, es muß ja auch solche Liebhabereien geben, ich meinerseits bin froh, daß mir die Neigung dazu fehlt. Die Luft in einem Krankenzimmer bedrückt mich schon, und nun noch gar der fortwährende Anblick eines so langsamen Dahinsiehens.“

„Und doch entgeht keiner von uns dem Sterben, meine gute Cornelia,“ meinte Antonie achselzuckend.

„Hoffentlich liegt uns diese Zeit noch recht fern,“ entgegnete Cornelia, mit einem leisen Schauer sich fester in ihren Shawl hüllend und reichte der Freundin zum Abschied die Hand. Noch hatte sie die Absicht, bei Lydia vorzusprechen; aber auf Antoniens Mittheilung, daß dort eines der Kinder krank liege, stand sie davon ab.

„Nur heute nichts mehr von Krankheit,“ rief sie, „ich besuche Lydia ein andermal, entschuldige mich bei der Guten für diesmal, Antonie.“

Sie hatte große Eile, zu ihrem Wagen zu kommen, und athmete erst erleichtert auf, als sie das Haus mit den Kranken nicht mehr sah und damit auch die ernstesten Gedanken, die durch Antonie in ihr angeregt waren, aus der Seele bannen konnte.

„Cornelia ist uns fremd geworden,“ sagte Helene am Abend, als sie mit Antonie, Lydia und den beiden Schwestern ihre tägliche Promenade im Garten machte. „Ich finde in ihrer Seele keinen Widerklang mehr, wo ich auch anschlagen mag.“

„Im Gesellschaftsleben gedeihen die Blüten der Freundschaft nicht,“ meinte Antonie. „Diese Welt Damen haben Genüsse die Fülle, aber unsere stillen Freuden kennen sie nicht.“

„Und doch,“ rief Lydia lebhaft, „was sind alle Genüsse, alle Vergnügungen der großen Welt, was können sie bieten gegen diese Stunde traulichen Beisammenseins, in der wir täglich von neuem empfinden, wie werth wir einander sind.“

Endlich kam der ersehnte und gefürchtete Tag von Walters und Edithas Ankunft heran. Alles war festlich im Hause zum Empfange der Neuvermählten bereitet, selbst Hildegard hatte sich mit besonderer Sorgfalt kleiden lassen, sie wollte, wie sie zu Antonien sagte, den Glücklichen doch keinen zu trübseligen Anblick gewähren.

Helene sah ungemein bleich aus, und der Präsident betrachtete sie zuweilen mit innerer Sorge. Als das Heranrollen des Wagens der die Gäste von der Eisenbahn zum Hause führte, hörbar wurde, winkte der Präsident Helene, zu ihm zu treten.

„Komm an meine Seite, mein Kind,“ sagte er mild und faßte die kalte Hand seiner Gattin, „hier ist Dein Platz!“

Antonie und die Schwestern empfingen die Ankommenden im Vorsaal. Editha eilte mit Thränen der Freude und Wehmuth im Auge, die geliebte Erzieherin zu umarmen.

An ihrem Arme betrat sie das Gemach, in dem der Präsident und Helene der Gäste harrten, und vermochte so den Blick abzuwenden von der ersten Begegnung ihres Gatten mit der einst von ihm so heiß geliebten Frau. Da hörte sie seine Stimme, die sie rief:

„Komm her, Editha, begrüße Deinen Onkel, Deine Tante!“

Editha eilte zu dem Stuhle des Gelähmten und sank an der Seite nieder.

„Nehmt die Fremde freundlich auf!“ bat sie mit ihrer weichen, lieben Stimme, die den Weg zu den Herzen niemals verfehlte. Der Präsident hob die Kniee auf und legte sie in die Arme Helenes. Es war vorbei; der schwerste Moment war überstanden. Erst jetzt wagte Walter es, Helene voll anzublicken, als er seine

Frau in ihren Armen wußte, und beider Thränen sich mischten. So bleich, so verändert sah sie aus, und doch noch verschönt durch die Verklärung des heiligen Samariterthums, das ihr vom Himmel auferlegt worden war.

„Können Sie mir verzeihen, Helene?“ fragte er leise, als er einige Minuten darauf an ihrer Seite nach den Zimmern Hildegards schritt. „Ich habe Ihnen viele trübe Stunden bereitet.“

„Die Saat, die gedeihen soll, muß im Frühling Regen haben,“ erwiderte sie. „Ohne die Thränen, die ich um Sie geweint habe, Walter, irrte ich vielleicht noch im Dunkel der Unzufriedenheit, des unfruchtbaren Sehns nach Unerreichbarem. Mein scheinbar so trauriges Leben zeitigt mir jetzt Blüten der Freude, die ich früher nicht kannte.“

Antonie, die Edithas Hand so lange mit mütterlicher Bärtlichkeit in der ihren gehalten hatte, löste sich jetzt von ihr, als sie vor Hildegards Gemach stand, und legte der geliebten Schülerin Arm in den Walters. Die jungen Gatten verstanden ihre Absicht. Mit einem Schauer peinvoller Erwartung betraten sie das Krankenzimmer. Walters Blick suchte die zusammengefallene Gestalt auf dem Lager, die ihm und seiner jungen Gattin freundlich die Hände entgegenstreckte. Der Anblick des Mädchens, das er in voller Jugendblüte verlassen hatte, und das jetzt eine zu früh geknickte Blüte vor ihm lag, übermannte ihn. Er fand kein Wort der Begrüßung, nur seine Augen sprachen, aus denen einige Tropfen über seine Wangen glitten. Tief ergriffen beugte er sich über die dargereichten, abgemagerten Hände und küßte sie.

„Walter!“ kam es bebend über ihre Lippen; aber ein Lächeln flog dabei über ihre Büge, ein so sanftes, gütiges Lächeln, wie er es nie vordem an der leidenschaftlichen Braut gekannt hatte. Sie entzog ihm eine ihrer Hände und reichte sie Editha hin.

„Mache sie glücklich, Walter!“ sagte sie ernst.

„Das will ich,“ entgegnete er mit einer feierlichen Stimme, welche die Bewegung seines Innern wiedergab, „und Gott helfe mir dazu.“

„O, dann ist alles gut,“ sagte sie und lehnte sich, immer noch dasselbe verklärte Lächeln auf den Lippen, in die Kissen zurück. „Jetzt kann ich ruhig sterben.“

Es waren wenige schöne Tage, die Walter und Editha im Kreise der Familie verlebten, und es war beiden, als habe ihr Bund erst jetzt die rechte Weihe erhalten, nun der Onkel ihn gesegnet, Helene und Hildegard ihnen in Freundschaft die Hand gedrückt hatten. Mit dem jungen Paar verließ auch der Sonnenschein die nordische Heimat und zog mit ihnen gen Süden. Rauche Winde wehten, der Regen schlug an die Fensterscheiben der Villa. Hildegard konnte nicht mehr in der Veranda ruhen, die Kräfte, welche die freudige Erregung der letzten Tage gehoben hatte, sanken jetzt um so schneller. Als der November herannahte und das erste Schneewehen die letzten grünen Blätter von den Bäumen entführte, schied sie, wie der Arzt es vorausgesagt hatte, aus dem Leben. Sie war in der letzten Zeit sehr still geworden; aber die milde Verklärung, die vom Tage der Begrüßung Walters und Edithas sich über ihre Büge gebreitet hatte, war nicht mehr von denselben gewichen. Ihr Tod war sanft; sie schlummerte in ein besseres Sein ahnungslos hinüber.

Das Begräbniß Hildegards vereinigte noch einmal die vier Freundinnen, vielleicht zum letzten male. Cornelia wollte schon in den nächsten Tagen ihre Rückreise nach Rom antreten. Bewegter, als seit langem, nahm sie von der Heimat, von ihren Lieben Abschied. Mußte sie sich doch auch von neuem von dem Sohne trennen, der mit ihr nach der Hauptstadt reisen und dort wieder in seine Pension zurückkehren sollte. Sie klagte gegen die Freundinnen über ihres Gatten Unerbittlichkeit, über das Leben in der Fremde, das sie von allem trenne, was ihr lieb sei. Dennoch war sie in der kommenden Saison eine der glänzendsten Erscheinungen in den Soireen Roms und eiferte mit Frau Drimann um den Rang der ersten Modedame.

Antonie blieb im Hause des Präsidenten, und zwischen den Nachbarn entwickelte sich seit dem Tode Hildegards ein immer regerer Verkehr, ein geistiges Geben und Nehmen, das seine Wirkung auch auf die beiden jungen Schwestern Helenens nicht verfehlte, in denen der Präsident, so weit es für das gebeugte väterliche Herz möglich war, einen Ersatz für die Verstorbene fand. Er blieb gelähmt; aber sein Sinn wurde durch sein Leiden nicht verdüstert, und er empfand im Kreise der Seinen ein Glück, das noch erhöht wurde, wenn Olga mit ihrem Gatten und den blühenden Kindern zum Besuche kam. Helene ergraute früh; aber man fand sie auch noch mit weißem Scheitel schön. Als Walter nach vielen Jahren mit Editha und zwei kräftigen Knaben, die sie ihm geschenkt hatte, einmal wieder die Heimat und seine Verwandten aufsuchte, sagte er nach einem im Hause des Präsidenten fröhlich verlebten Abende zu seiner Frau, als sie in dem gastlich für sie bereiteten Zimmer noch zusammen saßen:

„Wunderbar, jedesmal wenn ich Helene wiedersehe, kommt sie mir schöner vor als je, und doch ist sie über die Jahre der Jugend hinaus.“

„Das macht, weil sie innerlich immer vollkommener wird,“ entgegnete Editha lächelnd und sah liebevoll in des Gatten Auge. „Wer wahre Anmuth der Seele besitzt, der alt rt nie.“

Walter zog die Gattin voll stillen Glückes an sich.

„So werde auch ich in Dir eine ewige Jugend an meiner Seite haben; denn die Anmuth der Seele, von der Du sprichst, wem wäre sie mehr zu eigen, als meiner Editha?“

(Nachdruck verboten.)

## Die komische Alte.

Novellette von A. Schoebel (Berlin.)

Mitten in der Nacht war Edwina Dallmer aus grauen, huschenden Träumen aufgefahren. Hatte sie nicht ein Pochen erweckt? Das Pochen einer unbekannten Hand an ihre Thür?

Mit weit offenen Augen starrte sie in's Dunkel hinein. Sie kannte keine Furcht vor Einbrechern und Dieben, aber die Lebensangst, die kannte sie! Wenn das Schicksal selber an ihre Thür geklopft hätte?

Unruhig warf sie sich zwischen den Kissen. Schließlich tastete sie nach den Zündhölzlein.

Auch vor dem Schein des Lichts wollte die stumme Dual nicht weichen. Edwina griff nach dem Buch, in welchem sie vor dem Einschlafen geblättert hatte. Ein neues Drama war's, „Leidenschaft“ betitelt. Sie würde darin vermutlich die Hauptrolle zu kreiren haben. Eine Salonrolle. Sehr schwierig zu spielen. Eine Rolle, die alles vom Lampenlicht erwartete, von dem Geist, der den todten Buchstaben lebendig macht, von der pikanten, lärmenden Darstellung und — von der Requisite. Von verblüffenden Toiletten und einer rothgoldenen Perrück.

Edwina seufzte. Zu Extravaganzen reichte ihre Bage nicht hin. Die guten Zeiten, da sie die idealen Schöpfungen der Klassiker verkörpern gedurft und die Märchen und Suisen in hellen Kattunfächchen gespielt, die waren längst vorüber. Hatte sie nicht bereits die Perlenkette, die eine kunstsinige Herzogin ihr einst um den Hals gelegt, sowie den Opalring der Gräfin Veroldingen zum Juwelier getragen, um gegen den Erlös ein paar Krepp de Chinekleider und einen Sammetpelz zu erstehen, deren Anschaffung der Direktor für den Erfolg eines neuen Luststücks als unumgänglich nöthig erklärte?

Verstimmt klappte Edwina das Buch zu. Erst gegen den Morgen hin schlief sie ein.

Um die neunte Stunde erhob sie sich mit müden, schleppenden Bewegungen, nahm ihr Frühstück ein und fing danach an, in leichter

Pinselführung die bedeutsamsten Szenen der neuen Rolle anzulegen. Sie wuchs hinein, sie fand interessante Nuancen, die starre, todte Gestalt der Dora bekam Blut, Leben.

Gegen Mittag wurde sie unterbrochen durch das Eintreffen eines Briefes. Von der Theaterdirektion? Und mit der Post gesendet? Das hatte etwas zu bedeuten! Warum brachte nicht der alte Bureaudiener die ausgeschriebene Rolle?

Eilig durchslog Edwina das Schreiben. Dann ließ sie es fallen, als habe sie unversehens in Feuer gegriffen. Sie mußte sich setzen. Ihre Augen starrten.

In schonenden, von leichtem Bedauern überflogenen Worten forderte die Direktion Fräulein Dallmer auf, vom nächsten Quartalsersten an gütigst die Rollen der in den Ruhestand tretenden „komischen Alten“ übernehmen zu wollen. Ein ihren Leistungen anhaftender schalkhafter Humor prädestiniere sie geradezu für dieses dankbare Fach, das im übrigen auch für ihre Jahre geeigneter erscheine, als das einer ersten Liebhaberin. Infolge der neuen Bestimmung müsse die Rolle der Dora aus dem neu einzustudierenden Stück in die Hände von Fräulein Billi Mertens übergehen, die der Gestalt die erforderliche Frische, vor allem aber einen verblüffenden Haarreichtum entgegenbringe. Die Direktion halte sich versichert, den eigenen Wünschen eines geschätzten und beliebten Mitglieds durch ihre Verfügung entgegengekommen zu sein, und verbleibe mit ausgezeichnete Hochachtung u. u.

Edwina stöhnte. Das dunkle Etwas, das sie mit Fledermausflügeln umschwirrt hatte, nun sah sie es vor sich entschleiern.

Dahin also war es mit der Kunst gekommen! Von einem Wust rother Haare, von der Dreistigkeit einer Schauspielerin im Leben und auf der Bühne hing ein Erfolg ab! Und von blendendem Toiletteglanz! Fräulein Billi Mertens, die Freundin eines reichen Kaufmanns, trat an die Stelle einer Künstlerin, die nur dem Ideal gelebt, die mit delikatestem Verständniß den Absichten der Dichter nachgegangen war, die den Schein dem Inhalt geopfert hatte!

Langsam erhob sich Edwina, trat vor ihren großen, dreitheiligen Toilettespiegel hin. Mit graufamer, unerbittlicher Aufrichtigkeit betrachtete sie sich.

Ja! Sie war alt geworden! Graue Fäden zogen sich durch ihr gelichtetes Haar, die dunklen Wimpern, die sonst die vollen Wangen so reizend beschatteten, erschienen spärlich, fahl. Aus den Augen leuchtete nur mehr ein mattes Feuer, die Mundpartie zeigte sich erschlaft, das Kinn zu voll, der Hals mit Runzeln bedeckt. Und die einst so geschmeidige Gestalt hatte die feinen Linien verloren, die Grazie, die ihr die Erdschwere genommen.

Edwinas Augen füllten sich mit Thränen. Ja, sie war alt geworden! Aber mußte sie deshalb komisch wirken? Den Spott, die Lachlust reizen?

Sie wendete und drehte sich nach allen Seiten. Nein! Einen komischen Eindruck brachte ihre Erscheinung nicht hervor! Was sie da im Spiegel erblickte, war eine gealterte Schönheit, die der Zeit den Tribut gezollt hat — das Späßhafte, das Groteske, das würde erst künstliche Nachhülfe, Schminke, absonderliche Tracht und Perrücken ihr anheften müssen.

Sie richtete sich auf. Komische Alte! Niemals würde sie einwilligen, das zu werden. Lieber sterben! Wozu lebte sie überhaupt, wenn man ihr den Boden entzog, in dem sie Wurzel geschlagen, auf dem sie geblüht hatte?

Verwirrt von ihrer Begeisterung für die Kunst, überspannt, romantisch, war sie als achtzehnjähriges Mädchen aus dem Elternhause entflohen. Ihren Stolz hatte sie nicht zugleich mit ihrem alten Namen abgelegt, als sie die Bretter betrat. Unter den erdrückendsten Verhältnissen war sie vornehm, adlig geblieben, nie hatte sie dem Bühnenleben eine unwürdige Konzession gemacht. Und als später ihr Künstlernaam gleich einem Stern über ihrem Haupte strahlte, da hatte sie die Bescheidenheit und edle Einfachheit

bewahrt. Alles drängte und stieß und suchte sich Raum zu schaffen auf Kosten anderer, sie vermochte das nicht. Sie blieb eine der letzten Idealistinnen in der Welt des Scheins, der Intrigue.

Der Liebe, der Leidenschaft hatte sie ihr Herz nicht geöffnet. In diesem glühenden Herzen wohnten die Egmont, die Ferdinand, die Posa — eine Schaar Unsterblicher. Und neben ihnen mußten alle irdischen Gestalten in den Staub sinken. Eine ganze Reihe von Männern war ihr genäht mit jenem aus Eitelkeit und Herablassung zusammengemischten Gefühl, das Bühnenkünstlerinnen entgegengebracht zu werden pflegt. Glänzende Vergönnungen hatte sie ausgeschlagen und selber nur an die Treue und Echtheit eines einzigen Mannes zu glauben vermocht. Der kurze Traum war noch unter dem Dach ihres Vaterhauses geträumt worden. Ein blutjunger Offizier hatte ihr sein heißes Herz zu Füßen gelegt, und sie, sie hatte es verschmäht, trotzdem in ihrem eigenen Innern eine warnende Stimme sprach und tönte. Sie war der Kunst, dem Ruhme entgegengesunken!

Nie hatte sie den Verschmähten wiedergesehen, nur durch die Zeitungen je und je von seiner Beförderung Kenntniß erhalten, und vor zehn Jahren etwa auf demselben Wege von seiner Vermählung. In glänzenden Verhältnissen mochte er leben, und sie — sie sollte zur komischen Alten degradirt werden!

Es wurde leer in ihr, öde, kalt.

Sie hatte es gelernt, Entschlüsse zu fassen, gelernt bei ihren Heiligen, bei der Thella, bei dem Märchen des großen Egmont — — — Nur keinen Kompromiß machen mit dem Leben, nur nicht den Staub berühren mit der Stirn! Sie würde zu sterben wissen als eine Heldin, wie sie so oft auf der Bühne gestorben war!

Sie schrieb keine Antwort an die Direktion. Der Brief, der ihr Leben vernichtet hatte, blieb auf dem Fußboden liegen.

Den Tag über beschäftigte sie sich mit dem Ordnen ihrer Habseligkeiten. Ihre geringen Ersparnisse bestimmte sie für ein paar blutarne alte Kolleginnen; alles Schriftliche, Briefe, Kritiken, verbrannte sie, nachdem sie diese noch einmal durchgelesen. Hierbei war ihr ein kleines, rührend unbeholfenes Gedicht in die Hände gekommen. Von dem jungen heißen Menschen stammte es, der sie geliebt in fernher Jugendzeit. Sie konnte es nicht verbrennen, ihr war's, als solle sie etwas Lebendiges den Flammen ausliefern, als müßten die treuen Worte Qual empfinden . . . sie legte das Blättchen in eine kleine Tasche, deren Inhalt zu ihrer Rekognoszierung dienen sollte, wenn man sie morgen fand . . .

Dann machte sie sich auf, noch ehe die Dämmerung sank, um im Stadtpark die Nacht abzuwarten. In dem stillen Weiher mit den Seerosen wollte sie schlafen gehen. So konnte wenigstens niemand sagen oder schreiben, daß Edwina Dallmer als komische Alte gestorben sei!

Das Wort trieb sie aus der Welt, das schreckliche Wort! . . .

Zu ihrem Bestremden fand sie die einsame Bank neben dem melancholischen Teich nicht unbesezt. Sonst wurde der Platz von fröhlichen Menschen gemieden, heut hatte sich ein Kleeblatt dort angeesiedelt. Drei Kinder und eine junge Hüterin. Die Kinder tollten übermüthig am Ufer umher, zwei Knaben und ein Mädchen, alle weiß gekleidet, mit dunklen Haaren und leuchtenden Blauaugen.

Der ältere Knabe schien sich mit dem Mädchen in hundert Uebermüthigkeiten und Wildheiten zu verstehen. Der zweite Knabe hielt sich mehr abgefordert und wurde von den anderen geneckt und verspottet.

Edwina hatte neben der jungen Hüterin Platz genommen. Gegen ihren Willen zog das Treiben der Kinder sie an. Die Verstoßung des Kleinen weckte ein Echo in ihrer Brust. Sie lauschte, horchte, beobachtete. Und die junge Hüterin wurde plötzlich plauderhaft.

„Immer steht er daneben, der Ernst! Niemals erwischt er etwas! Die beiden Großen werden ihn noch tod leben!“

Edwina horchte auf. Todt leben! War sie nicht auch niedergelebt worden von einer frischen, muthigen Kraft? Und dieser Knabe war so jung noch, so klein, so schwach! Und schon unglücklich wie sie!

Ihr Herz begann sich mit Mitleid zu füllen, eine geheime Zärtlichkeit erwachte in ihr.

Die Hüterin schwachte weiter.

„Die Ellen ist fürchterlich schwer zu erziehen, ein böshaftes, schnippisches Ding! — Es ist ein wahres Kreuz, daß die Mutter von den Kindern weggestorben ist! Was soll nun aus dem armen Ernst werden!“

Edwina durchfuhr's. Eine Mutter hatte von diesen drei reizenden Geschöpfen scheiden müssen! Und dieser zarte Knabe stand verlassen, hungernd nach Liebe neben den Geschwistern!

„Der Herr Major hat schon den Abschied genommen. Er will sich gänzlich den Kindern widmen. Hoffentlich giebt er ihnen bald eine gute Stiefmutter.“

Mitleidig rief Edwina den kleinen Ernst zu sich, ein paar liebevolle Fragen an ihn richtend.

„Ich soll nicht mehr mitspielen“, stammelte er betrübt. „Ich soll nach Haus gehen, haben sie gesagt.“

„Willst Du Dich auf meinen Schooß setzen? Soll ich Dir ein Märchen erzählen?“ fragte Edwina leise.

Die blauen Augen leuchteten auf. Der Knabe lauschte — beinahe andächtig lauschte er, und als die Erzählerin geendet, da schlang er seine Arme um ihren Hals und flüsterte: „Du bist wie die Mutter war —“

Edwina erbebte. Durstige Sehnsucht regte sich in ihr. Eine einzige Welle aus dem großen Meer der Liebe, durch einen Zufall herangetrieben, hatte genügt, die trüben Todesgedanken aus ihrem Innern fortzuspülen.

Die Wärterin erhob sich, um die älteren Kinder aufzusuchen, die plötzlich unter lautem Gelächter davongerannt waren. — Edwina zog den Knaben an ihre Brust, sein blaßes Gesichtchen mit Klüssen bedeckend.

Da knirschte der Kies hinter der Bank unter festen Tritten.

„Ernst!“ rief eine tiefe Stimme.

Der Knabe schmiegte sich enger an seine Beschützerin.

„Water!“ Er jauchzte es beinahe. „Ich hab' eine Mutter gefunden!“

In Edwinas verblühtem Gesicht sammelte sich das Blut zu einem flammenden Errothen. Noch suchte sie nach einer passenden Wendung, um damit das holde, unbedachte Kinderwort auszulöschen, da stand bereits eine hohe Männergestalt vor ihr, ein leicht ergrauter Kopf neigte sich über sie hin — sie blickte in ein Paar Augen, die sie nicht gesehen, seit sie ihr Waterhaus verlassen — —

Vom Roth der Abendsonne und der Scham verklärt, saß sie da. Die Schönheit ihrer Jugend schimmerte über ihre Züge hin . . .

Der Mann vor ihr griff sich an die Schläfe.

„Ellen!“ der Name, den Edwina einst getragen, ehe das Licht der Lampen sie bestrahlt, kam von seinen Lippen. „Ellen!“

„Wolfgang!“ erwiderte sie leise, verhalten, zaghaft.

„Ellen! Du! Meinen Knaben im Arm . . . und der Knabe nennt Dich Mutter!“

Da sank ihr das Haupt. Um sie her wurde alles grau, Schatten schlichen aus den Büschen und langten nach ihrem Herzen.

„Ich war hierhergekommen, um zu sterben“, murmelte sie.

„Man hatte mich aus dem Geleise geworfen, mich gedemüthigt — da streckte dies süße Kind die Hand nach mir aus — — Dein Kind, Wolfgang!“

„Und der Water thut es ihm nach! Ellen, ich weiß, wie rein Du Dich stets gehalten hast in Deiner gefährlichen Karriere. Bin ich doch jedem Deiner Schritte gefolgt. Aber ich wagte der gefeierten Bühnenkünstlerin nicht zu nahen als bürgerlicher Offizier.

Ich nahm mir endlich ein Weib für mein Haus. Dies Haus steht nun verwaist — meine Kinder sind verlassen. Ellen —! wenn der Traum meiner Jugend so spät noch zur Wirklichkeit werden könnte —!“

Berührt, bestürzt, die Augen voll Thränen, blickte sie ihn an. „Man hat mich erniedrigt“, stammelte sie. „Ich kann Dir nicht zumuthen —“

Er unterbrach sie. „Und wenn die ganze Welt gegen Dich aufsteht. Ich glaube an Dich. Ich schütze Dich. Ellen von Kottwitz — willst Du zum zweiten male vor meiner Liebe fliehen?“

Da glitten ihre Blicke fort von dem Weiher, der dalag, schwarz, binsenumflort, von den Seerosen wie von Todtenblumen überschimmert — sie lächelte.

Und aus einem schmalen Täschchen zog sie ein vergilbtes Blatt. „Von allem, was ich befeßen im Leben, war es das einzige, das mir würdig erschien, mich in den Tod zu begleiten — —“

Der Mann las. Dann deckte er die Hand über die Augen.

Und von ferne jauchzten zwei süße, verwilderte Stimmchen:

„Water! Water!“

## fritz frenzels Liebesgeschichte.

Eine Erzählung aus armer Leute Leben von Hans Hagen.

(Fortsetzung.)

Eine Pause entstand. Bertha musterte ihren Geburtstagstisch.

„Mein Gott, was ist denn das!“ rief sie plötzlich erschrocken, als sie ein prächtiges Plüschetui auf dem Tische entdeckt und geöffnet hatte. „Ein schweres, goldenes Armband! Was soll denn das für mich armes Ding! Von wem ist denn das?“

„Ja, wo ist denn nur Poldi, — — Poldi, — — Poldi,“ rief Frau Staub zur Küchentür hinaus.

„Ja, ja, ich komme gleich,“ erklang es von draußen.

„Nu, von Fräulein Poldi ist das,“ flüsterte Frau Staub Bertha zu. „Die hat Sie ja so lieb, für Sie ist ihr nichts theuer genug.“

„Ne schweres Armband, ä echtes Armband,“ schnarrte Levi, indem er den Schmuck mit der Hand wog, „dreißig Mark, wenn Sie's haben derfor.“

Bertha stand da, leichenblaß.

Mit zitternden Händen nahm sie das blizende Armband Levi aus der Hand und legte es ins Etui zurück.

„Na, Bertha, Kind, Kindchen,“ tollte Poldi, die eben — wieder über das ganze Gesicht strahlend vor Freude und Lebenslust — durch die Küche hereingekommen war, „Du stehst ja da, als hätten Dir die Hühner die Butter vom Brote genommen.“

„Ach, Poldi, was hast Du denn nur da gemacht, das kann ich nicht annehmen!“

„Das Armband! Die Kleinigkeit! Mach' Dich doch man nicht lächerlich, Kind! Das ist noch viel zu schlecht für Dich, Goldkindchen, für Dich gehörte eins mit Brillanten besetzt.“

Sie wollte abermals Bertha stürmisch umarmen, aber schenkte sich ihr das bleiche, zitternde Mädchen aus.

„Nein, Poldi,“ sagte sie ernst und bestimmt, und in ihren schönen Augen flackerte ein seltsames Feuer, „das Armband kann ich auf keinen Fall annehmen.“

„Aber warum denn nicht?“ mischte Frau Staub sich hinein.

„Weil es zu werthvoll für mich ist. Wenn ich wollte tagaus und tagein nur trocknes Brot essen und Wasser trinken, dann müßte ich noch vier Wochen Mäntel nähen, ehe ich das Armband verdient hätte.“

„Ach, lächerlich, lächerlich,“ fuhr Poldi übermüthig lachend auf, „mache Dir doch darum keine Sorge! Ich habe nicht dafür bei Wasser und Brot vier Wochen Mäntel genäht.“

Der blaffen Bertha zog plötzlich das Blut in die Schläfen. Sie zog Polbi bei Seite in die Ecke an den Ofen.

„Das ist's ja eben, weshalb ich das Armband nicht haben mag! Ich bin Dir wirklich gut, Polbi, aber davon nichts, das sag ich Dir. Und nun laß Dir nichts merken. Neben mir nicht mehr davon. Du nimmst das Armband stillschweigend bei Seite.“

„Na, wie lange dauert denn die Konferenz noch?“ brach endlich Renker das Schweigen der verduht dreinschauenden drei, die nicht wußten, wie sie sich die plötzliche Wendung der Geburtstagsfreude erklären sollten.

„Wir sind schon fertig,“ rief Polbi, die mühsam ihre Unbefangenheit wahrte, „Bertha ist ein kleiner dummer Trostlopf. Also legen wir das corpus delicti einstweilen zu den Akten, ich werde ihr schon den Kopf noch zurecht setzen!“

Sie klappte das prächtige Plüschetui zu und steckte es mit gleichgültiger Miene in ihre Kleider Tasche.

Eine Pause entstand. Bertha machte sich mit der Diite zu schaffen und bot Frau Staub daraus an. Levi sah nach der Tasche, in der eben das prächtige Kleinod verschwunden war; nur Renker studierte mit heimlichen Seitenblicken die Züge des schönen, üppigen Weibes, das da eben noch so toll und übermüthig gelacht und über das blasse Kind geschertzt, und das ein Wort dieses harmlosen Kindes mit einem Schläge ernst und verstimmt gemacht hatte.

Nervös trommelte Polbi mit den Fingern auf den Tisch. Ihre Augen flackerten ein paarmal unsicher im Zimmer umher, dann suchten sie draußen im Dunkeln einen Ruhepunkt.

Da klingelte es, — ein „Ah“ der Erlösung kam von aller Munde.

„Wer kommt denn da noch so spät?“ rief Frau Staub neugierig und eilte hinaus.

Man hörte eine Männerstimme, dazwischen Frau Staub flöten und Charmiren.

„Nur bitte herein, mein Herr,“ sagte Frau Staub verbindlich, indem sie die Thür weit aufriß und einen Livreedieners hereinkomplimentirte. „Sie finden unser Geburtstagskind gleich hier.“

„Ah, da sind Sie ja, Fräulein Bertha,“ rief der Eintretende, „guten Abend miteinander!“

Man erwiderte seinen Gruß.

„Na, schön guten Abend, Fräulein Bertha.“

Er streckte Bertha mit dreister Vertraulichkeit die Hand entgegen. Schüchtern gab ihm das Mädchen die Fingerspitzen.

„Sie kennen mich wohl garnicht mehr? Ich bin doch der Friedrich, der Diener von Ihrem Lehrchef, von Herrn Kollmann. Na ja, jetzt dämmerk's wohl? Ich gratulire auch zum Geburtstag! Groß und hübsch sind Sie geworden, Fräulein Bertha, Donnerwetter! Aber nun zu meinem Auftrag: Unser Alter läßt dem gnädigen Fräulein einen schönen Empfehl sagen; er erlaube sich, Ihnen eine kleine Geburtstagsüberraschung zu bereiten. Hier Brief und Packet. — Schön guten Abend!“

„Aber Sie werden uns doch nicht so trocken verlassen,“ hielt Frau Staub den Fremden auf, „können Sie nicht ein bischen bei unserer schönen Feier bleiben?“

„Nein, Frau Staub, daraus wird nichts,“ mischte sich Bertha bestimmt hinein, „hier, Friedrich, haben Sie das Packet und den Brief uneröffnet zurück. Bringen Sie beides Herrn Kollmann und sagen Sie ihm, für den Geburtstagsgruß, den Sie mir mündlich überbracht, ließe ich höflichst danken. Briefe und Geschenke aber könnte ich, wie ich ihm schon wiederholt habe sagen lassen, nicht von ihm annehmen.“

„Aber, Fräulein Bertha,“ rief Frau Staub und griff nach dem Packetchen, „wir könnten's doch einmal ganz vorsichtig aufmachen!“

„Unterstehen Sie sich!“ fuhr Bertha zornesroth auf die alte Frau ein, „nicht angerührt wird's! Und nun gehen Sie sofort. — Guten Abend!“

Bertha rannte noch vor dem Diener hinaus, verschwand in ihrem Zimmer und verriegelte die Thür hinter sich.

„Donnerwetter! Da liegt Kaffe drin,“ lachte Friedrich. „Na, ein andermal! Guten Abend!“

Er nahm Packet und Brief und ging seiner Wege, ohne daß ihm jemand Geleit gab.

Frau Staub stand da, kämpfend mit Wuth und Entrüstung.

„Und einen so anzufahren vor dem fremden Menschen da, das junge Ding, das laß ich mir nicht gefallen,“ schluchzte sie, indem sie die Fäuste ineinander schlug.

„Mischen Sie sich nicht in Sachen, die Sie nichts angehen,“ sagte Renker mit gedehnter Stimme.

„Aber was sagen nun Sie dazu?“ wandte sich die Wirthin an Polbi.

Diese hatte mit stilllicher Verwunderung der Szene zugehört, und als Bertha so energisch den Diener und Frau Staub abgefertigt, da war ein freudiges Leuchten über ihre Züge gegangen, und ihr Gesicht, das jedesmal bei dem häßlichen Lachen so verlor, schien von dem letzten Ausleuchten eines verlöschenden, edlen Feuers wie geabelt.

Seufzend setzte sich Polbi an den Tisch. Ihr Gesicht zeigte wieder jenen nervösen, blasirten Ausdruck.

Sie hatte eine Zigarette von dem auf der Spiegellkonsole stehenden Rauchzeug genommen und brannte sich dieselbe an.

„Sie ist eben brav, die Bertha, kreuzbrav!“ sagte sie und setzte mit Nachdruck hinzu: „Und wir, Frau Staub, wollen nicht unsere Hand dazu bieten, daß es anders wird.“

\* \* \*

Drüben in ihrem Kämmerchen saß Bertha beim flackernden Stearinlicht auf dem Bettrand vor der Kommode. Sie wollte sich zu Bett legen und war schon halb entkleidet, aber immer nahm sie das Bild wieder hervor.

„Für so schön hält er mich!“ rief sie in kindlichem Jubel.

Wie sie so dasaß mit den leuchtenden, dunklen Augen, das fast überreiche ebenholzschwarze Haar herabwallend über die Schulter, war sie ja tausendmal schöner als das Bild auf dem armseligen Kunstblatt. Aber sie wußte es nicht, und das eben machte sie so schön!

Sie löschte das Licht aus und legte sich zu Bett. Mechanisch faltete sie die Hände zum Abendgebet, wie es ihr ihre verstorbene Mutter von Kindesbeinen an gelehrt hatte. Aber nicht der übliche Vers vom lieben Gott, der immer wacht, kam diesmal über ihre Lippen.

„Du lieber, guter Herrgott im Himmel! Du hast mich arm auf die Welt geschickt, Du hast frühzeitig meine Eltern sterben lassen, Du hast mich unter fremde, kalte Menschen gethan. Ich habe alles brav und geduldig getragen. Aber nun, bitte, schenk mir auch ein bischen Glück. Bitte, lieber Gott, laß uns beide miteinander glücklich werden, meinen Fritz und mich!“

#### IV.

„Soll ich? — Soll ich nicht?“

Diese beiden Gedanken beschäftigten Fritz Frenzels Hirn, als er abends nach Bureauaufschluß seiner Wohnung zuschritt.

„Unsinn! Ob ich soll!“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort „ich muß! Ich habe sie ja bestellt. Ich kann sie doch nicht einfach sitzen lassen.“

Er griff mit der Hand nach der Westentasche, wo er das fauer ersparte Fünfmartstück wohlverwahrt trug, damit es seine Mutter nicht entdeckte.

Nun war also endlich der große Abend gekommen, wo er mit seiner Bertha zum erstenmal ausgehen wollte.

Einen Moment lang erfaßte ihn ein Freudentaumel. Wirklich, er mit ihr ausgehen! Ein paar Stunden mit ihr zusammen sein in irgend einem Café, einem Restaurant, wo niemand sie kennt, niemand sie stört! Welch eine Aussicht!

Alles war bestens vorbereitet. Seiner Mutter hatte er erzählt, er ginge heute abend wieder Ueberstunden schreiben, wie dies in der letzten Zeit öfters der Fall gewesen. Die Mark, die er dafür gewöhnlich verdiente und natürlich auch an die Mutter abgeben mußte, die sollte von den fünf Mark übrig bleiben.

Das ging schon; mit vier Mark konnten sie auskommen.

Und dann war's alle! Was sollte er dann machen? Er mußte eben neues sparen, und wenn er wieder so viel zusammen hatte, konnte er ein zweites mal mit seiner Bertha ausgehen.

Die Pausen würden allerdings etwas groß werden. Wie lange hatte er an den fünf Mark gespart? Zehn Wochen! Und dabei war die Sache jetzt eine ganz andere.

Der Herr Referendar war seit einigen Tagen fort — er wollte nun seinen Messor machen — und mit ihm war Fritz Frenzel's Freund und Wohlthäter geschieden.

An seine Stelle war ein zugeknöpfter, unzugänglicher Herr gekommen, der garnicht so aussah, als ob er einen Groschen übrig hätte und für andere ausgeben würde.

Fritz Frenzel trat der Angstschweiß auf die Stirn. Was wollte er beginnen, und wie sollte das enden? Er wollte ein Verhältniß anknüpfen, von dem er gleich von vornherein ganz genau wußte, daß er nicht in der Lage war, es fortzusetzen.

Seine Mutter ließ ihm ja nicht einen Groschen in der Hand. Trotz seines Fleißes, seines Verdienstes konnte er sich garnicht vergleichen mit anderen jungen Leuten seines Alters. Wie gern hätte er regelmäßig Ueberstunden geschrieben, um das Geld zu schaffen, damit er wieder mit seiner Geliebten ausgehen könnte. Aber seine Mutter war ja hinter ihm her, erfuhr von allem, was er verdiente, und ließ ihm keine Ruhe, bis er's herausgegeben hatte.

Und vor seine Mutter hintreten und ihr sagen, ich brauche das und das zu diesem Zwecke! — Ach, Du mein Gott, — er that im Gegentheil alles Mögliche, um sie nicht wieder auf den Verdacht gerathen zu lassen, daß er noch immer das Verhältniß unterhielt.

Und den offenen Kampf mit ihr aufnehmen? Nein, der Energie dieser Frau war er nicht gewachsen. Er hatte die milde, friedliche, beugsame Natur seines Vaters, der ja auch unter demselben Joche gestanden und geseufzt und nicht vermocht hatte, sich daraus zu befreien, bis endlich der Tod ihn erlöst hatte.

Er war zu Hause angekommen und stieg langsam die Treppe hinauf.

Noch immer wußte er nicht, was er thun oder lassen sollte. Heute abend hingehen und seiner Bertha alles gestehen, seine ganze Lage, das war vielleicht das Vernünftigste und Anständigste!

Aber nein! Wie konnte er sie einladen, sie freihalten wollen und ihr dabei sagen, was für ein hilfloser, armer Teufel er sei! Er mußte gewärtig sein, daß sie, die sicher über mehr Geld verfügte als er, womöglich ihr Portemonnaie herausziehen und Anstalt machen würde, für ihn mit zu bezahlen wie die Köchin für ihren Soldaten!

Er fühlte, wie ihm die Schamröthe in die Schläfen stieg. Nein, das ging nicht! Und wie konnte er dem Mädchen, das ihn lieben und achten sollte, gestehen, was für ein Sklave er war in den Händen seiner Mutter!

„Blas da! Acht geben, junger Herr!“ rief ihm eine barsche Stimme zu.

Er fuhr aus seinen Gedanken auf. Zwei Packträger trugen ein Vertikow auf der schmalen Treppe an ihm vorüber.

War das nicht das Vertikow aus der Frau Maler Krasselt's ihrer guten Stube, wie die Nachbarin oben das sorgsam gehütete Zimmer mit den paar bessern Möbeln nannte.

Er lief rasch die Stiegen hinauf. An einer Treppenbiegung standen die beiden Dienstmädchen aus der unteren Etage und schauten neugierig nach oben.

„Was ist denn da los?“ frug Frenzel bestürzt.

„Bei Krasselt's wird ausgeräumt,“ raunte das eine der Mädchen ihm zu, „der Gerichtsvollzieher ist da. Angefiegelt war ja schon lange alles.“

„Ach die armen Leute,“ rief Frenzel bewegt aus und eilte vollends hinauf.

Die Flurthür von Krasselt's Wohnung stand sperangelweit offen. Ein paar Kinder von Krasselt's lungerten auf dem Korridor herum. Von den Krasselt'schen Eheleuten war niemand zu sehen. Drinnen in der Wohnung hörte man rauhe Männerstimmen.

Fritz Frenzel wollte eben den Thürdrücker herausnehmen, da bemerkte er, daß auch seine Flurthür nur angelehnt war.

Bögernd trat er ein.

Aus dem Wohnzimmer drang Heulen und Schluchzen. Das war Frau Krasselt's Stimme. Ihn schauderte! Er blieb mit angehaltenem Athem auf dem Korridor stehen. Draußen polterten die Männer mit den Möbeln, drinnen lamentirte die Frau, und dazwischen hörte er den krächzenden Husten seiner Mutter und ihre Stimme, wie die eines Klageweibes an der Bahre eines Todten.

Jetzt war's stiller geworden. Frau Krasselt schien sich beruhigt zu haben. Langsam, mit Widerstreben öffnete Fritz die Thür. Sie hatten drin noch kein Licht gemacht und saßen in der Dämmerung bei einander.

Frau Krasselt hatte am Fenster Platz genommen, wo sie gewöhnlich saß, wenn sie die Nachbarin besuchen kam, seine Mutter am Tisch. Auf dem Sofa lag das kleinste Kind von Krasselt's; das zweitjüngste saß am Ofen auf der Diele, lachte in glückseliger, kindlicher Unwissenheit alles mögliche dumme Zeug vor sich hin und schlug mit einer Holzklapper dazu auf den Boden.

„Guten Abend!“ grüßte Fritz schüchtern. Seine Mutter antwortete nur mit einem schrecklichen Seufzer.

Frau Krasselt stand auf und ging auf Fritz zu.

„Na, Herr Fritz, Sie habens doch schon gehört, was? Die ganze Straße erzählt sich wohl schon von unserer Schande? Nicht?“

„Ach, reden Sie doch nicht von Schande,“ wendete Fritz ein, „wer ein Herz hat, wird Sie doch nur bedauern in Ihrem Unglück.“

„Ach, nee, nee! Sagen Sie das nicht!“ lachte die Krasselt's bitter auf, „wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen! An 's geschieht mer ooch ganz recht so. Ich bin alleene schuld an'n ganzen Elende. Warum hab' ich mich uff meine Mutter geheert un hab mer den schenialen Adolf genommen!“

Alle schwiegen eine Zeit lang. Frau Frenzel seufzte wie immer und hüstelte ein paarmal dazwischen.

„Wenn'ch bloß so daran denke,“ fuhr die Maler'sfrau unter Schluchzen fort, „in unsrer Viedertafel, wie se alle närrisch uff'n waren, die Mädchen, uff'n schenialen Adolf! Aber meine Mutter meente, Anna, meente se iber mich, der is ganz scheen zum Tanzen un Scharmiren, aber zum Heiraten is das nisch. Hast eene Ahnung! Du nimmst Dir den Richter Gustav, meent se iber mich, den Richter Gustav, was der erschte Baß war. Sonst war er dazumal zweeter Hausknecht im Zentralthotel in der Langenstraße. Na, un heite? Gen Grünwarenladen hat er uff der Nordstraße und is Hausbesitzer, un den seine Frau könnt ich jetzt sein, wenn ich uff meine Mutter geheert hätte! Aber ich, wie ich war, ä junges Ding, da gab's ja nu nisch von uff de Mutter heer'n. Un richt'g, ich nehm mir den schenialen Adolf.“

„Ja, ja,“ seufzte Frau Frenzel, „das leichtsinnige Heiraten, was das schon für Unglück gebracht hat. Ich hab' Dir's oft gesagt, Fritz!“

„Na, un erscht de Männer,“ fuhr Frau Krasselt fort, „die sin noch viel schlimmer wie wir. Da werd geheirat' ohne Sinn un Verstand. Aber daß das bis ans Ende dauert un bis ans Ende ooch Geld kost', daran denkt keener. Wenn nur so zum Anfange e paar Kröten da sind, da geht ooch schonst das Zusammen-gelooße los. Un die Mäd'el sind ooch so dumm. Mir nisch dir nisch“

raus aus Bohn und Brot, und wenn das bißchen süße Suppe ausgekostet ist, dann sitzen sie da mit den Kenntnissen und den trocknen Brotrinden."

Fritz Frenzel trommelte mit den Fingernägeln ans Fenster. Er hatte sich abgewandt, daß man nicht sehen sollte, daß er pulerroth geworden war.

Da polterte es draußen auf dem Korridor. Die Thür wurde aufgerissen. Herein stürmten die ältesten Kinder von Krasselt.

"Mutter, Mutter, komm rüber, der Vater ist heimgekommen," schrie das Älteste.

"Er hat wieder einen süßen, Mutter," brüllte das zweite dazwischen.

"Er hat den Gerichtsvollzieher die Treppe runter beschmissen," schrie freudestrahlend der kleine Bengel von viereinhalb Jahren.

Draußen hörte man lautes Bauen und Schreien.

"Ach Du mein Gott, Du mein Gott," jammerte die Krasseltin laut auf, "un der sollte nu Geld heembringen! Un den Gerichtsvollzieher hat er — —"

Damit rannte sie heulend hinaus. Fritz und seine Mutter folgten.

Draußen, sich am Treppenseiler festhaltend, stand der Maler Krasselt mit einem Stock in der Hand, wild drohend in seiner Trunkenheit. Zwei Schutzleute kamen die Treppe heraufgerannt, hinter ihnen der gemißhandelte Gerichtsvollzieher. Krasselt holte aus, um auf die Schutzleute loszuschlagen; aber auf das Anrufen der Polizisten stürzten die beiden Packträger aus Krasselts Wohnung hervor, faßten den Tobenden von hinten, die Polizisten nahmen ihn von vorn fest, und hinunter ging die Treppe unter dem Fluchen und Schreien des Trunkenen.

Fritz Frenzel stand bleich vor Schreck und Erregung an der Saalthür, hinter ihm seine Mutter, die vor Angst wieder zurückgewichen war in die Wohnung. Die Krasseltin hatte sich auf die Bodentreppe hingeworfen und schluchzte laut in ihrer Verzweiflung.

Die Leute aus dem Hause liefen zusammen und kamen von unten herauf, der Hauswirth, ein paar Kaufleute, die unten ihre Läden hatten.

Der Hauswirth trat an die Malersfrau heran.

"Stehen Sie nur auf, Frau Krasselt," mahnte er sie, indem er sie beim Arme in die Höhe zog, "beruhigen Sie sich nur erst einmal."

"Ja, beruhigen! Gleich werd'ich mich beruhigen," schrie die Frau in ihrer Erregung, "meine Kinder werd'ich nehmen un mit'n oben aus die finfte Etage aus'n Bodensfenster runter springen uff'n Hof, dann ham mer uns mit eenem male beruhigt."

"Begehen Sie keine Tollheiten, Frau Krasselt," ermahnte sie der Hauswirth freundlich und ernst, und auch die andern Männer traten theilnehmend hinzu.

"Was soll'ich denn annersch machen?" stotterte die Frau Krasselt unter Schluchzen hervor, "de Sachen ham se mer weggeschleppt, 'n Mann sperr'n se mer ein, ich sitze hier mit meine fünf hungrigen Würmer un nich een Stück Brot zum Abend kann'ich fir se kooßen."

"Nun, da muß eben Rath geschafft werden," fuhr der Hauswirth beschwichtigend fort, "ich werde mich morgen an die städtische Armenpflege wenden, und für's erste helfen wir."

Die Herren, die da zusammenstanden, nickten sich zu und griffen nach ihren Taschen. Der Hauswirth gab einen Thaler, die anderen ein oder zwei Markstücke.

"Domts. rein, Fritz, komm," flüsterte Frau Frenzel hinter der Thür.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Räthselecke.

### Bilderräthsel.



### Anagramm.

Dame — Launen — Otter — Altar — Reich —  
Emir — Jnsel — Seil — Rede — Stab — Sense.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben ein anderes Wort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter bezeichnen, im Zusammenhang gelesen, den herrlichsten Schatz auf Erden.

### Quadraträthsel.


1. Umhegung.
2. Fremdes Thier
3. An Gewässern.
4. Römischer Kaiser.

In die Felder vorstehenden Quadrates sind die Buchstaben AA, EEE, FFF, NN, O, RR, UU, Z derart einzutragen, daß die vier wagerechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von der beigelegten Bedeutung ergeben.

### Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

Da die beiden andern, die gern mauern, passen, turnirt V, der Spieler in Vorhand, auf folgende Karte:

aB, aK, D, 9; b10; cK, D, 9, 8, 7.



Er turnirt dB und sagt Großspiel an. Der Skat liegt so günstig, daß das Spiel mit Schneider gewonnen wird, da M bei dem 3. Stiche blaue Farbe anzieht. M hat u. a. zwei 7, zwei 8, zwei 9 und zwei A in der Karte. Wie war Kartenvertheilung und Gang des Spieles?

### Auflösung des Bilderräthfels.

Kaffeekränzchen.

### Auflösung der Charade.

Henscheden.

### Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von E. Ferber.)

B. Kc1, Tg7, Ld4, e8, Sb7, Bg2

Schw. Kf4, Bd5, d6.

1. Sb7—d8; Kf4—f5; 2. Sd8—e6 zc.

Richtige Lösungen gingen ein von: Elisabeth Stieff, Karl Ludwig, Gotthold und Emil Kronheim, Moriz Cohn, Berthold Cohn, Bromberg, Josef Kwietniewski, Labischin.